

Vortrag im Rahmen der Tagung der Katholischen Hochschule für Soziale Arbeit/Saarbrücken: „Genderforschung und Genderpolitik – Theoretische Positionen und politische Strategien der Geschlechtergleichstellung“ (30.11.2007)

Julia Paulus

Konstruktion, Rekonstruktion und Dekonstruktion der Zweigeschlechtlichkeit. Positionen der Genderforschung und ihre Implikationen am Beispiel der Historischen Geschlechterforschung

“Mir scheint, dass wir uns für die Geschichte von Frauen wie von Männern interessieren sollten. Unser Ziel sollte es dabei sein, die Bedeutung der Geschlechtszuschreibungen von Gruppen in der historischen Vergangenheit zu verstehen und dabei die Spannbreite von Geschlechterrollen herauszufinden, welchen Sinn sie hatten und wie sie funktionierten, um eine Gesellschaftsordnung aufrecht zu erhalten oder ihre Veränderung zu fördern.”¹

Mit diesen Worten leitete die amerikanische Historikerin Natalie Zemon Davis 1976 ihre späterhin vielzitierten “Vorschläge für eine neue Geschichte” ein, die bis heute - mehr als drei Jahrzehnte nach ihrer Veröffentlichung - ihre Aktualität nicht verloren haben. Sie dienen bis heute als Begründung für die in den letzten Jahrzehnten vorangetriebenen historischen Forschungsprojekte, die seit den 1980er Jahren nicht mehr allein die “vergessene” Geschichte von Frauen in das fachwissenschaftliche wie in das öffentliche Bewusstsein einzuschreiben suchten, sondern die der Geschlechter. Davis programmatische Forderung, die jeweilige Bedeutung von Geschlechterdifferenz und Geschlechterhierarchien für die gesellschaftliche Ordnung in das Zentrum der zukünftigen Forschungen zu rücken, markierte darüber hinaus den Ausgangspunkt einer historischen Geschlechterforschung, die in ihren theoretischen Überlegungen den Anspruch erhob, nicht nur die bisherige Geschichtsschreibung zu ergänzen, sondern gänzlich zu verändern.

Wie Sie bereits bemerkt haben, berufe ich mich gleich zu Anfang meines Themas auf eine Historikerin. Letztlich ist dies dem Umstand geschuldet, dass ich selbst dieser Disziplin angehöre. Da ich Ihnen – nicht nur wegen der Kürze der Zeit – heute Vormittag keinen umfassenden Überblick über die Geschlechterforschung liefern kann, möchte ich mich in meinen folgenden Ausführungen darauf konzentrieren, Ihnen aus der Perspektive der Historischen Geschlechterforschung die Genese, Fragestellungen sowie die Methodenreflexion, mithin den Ertrag der wissenschaftlichen Auseinandersetzungen um die Kategorie Geschlecht/Gender darzustellen.

¹ Natalie Zemon Davies, Women's history in transition: the European case, in: Feminist Studies 3 (1976), S.

Wohl das grundsätzlichste und wichtigste Anliegen der Geschlechterforschung war und ist die Infragestellung natürlicher Geschlechterunterschiede und die durch sie legitimierten gesellschaftlichen Zuweisungen. Zu dieser Debatte, die ich im Folgenden näher erläutern möchte, hat auch die Geschlechtergeschichte wichtige Argumente und methodische Überlegungen beigetragen. Umgekehrt hat sie vor allem von der Ethnologie und der Literaturwissenschaft, wie von den Sozialwissenschaften und der Philosophie wichtige Anregungen empfangen und im Rahmen ihrer eigenen Forschungsinteressen weiter entwickelt.

Nachfolgend möchte Ihnen nun in vier Schritten die aktuell geführten Debatten um neuere theoretische Ansätze in der Historischen Geschlechterforschung vorstellen sowie die Bedeutung dieser Debatten für die Diskussionen um die Kategorie Gender.

Dazu möchte ich zunächst eine - wie ich meine notwendige - Einordnung des Themas in unsere derzeitige Wissenschaftspolitik voranstellen, in einem zweiten Schritt den Kontext der theoretischen Debatte um Geschlecht in der Geschichtswissenschaft vorstellen, danach dem Zusammenhang von Kultur- und Geschlechtergeschichte nachgehen, bevor ich daran anschließend die Positionen der Kritikerinnen denen der Vertreterinnen der poststrukturalistischen Positionen gegenüberstelle.

Zum ersten Punkt:

Dem Wissenschaftsstandort der Geschlechterforschung

In den letzten Jahren haben sich die Rahmenbedingungen der Geschlechterforschung in der Bundesrepublik grundlegend verändert. Ihre Anfänge in den 1970er Jahren waren gekennzeichnet vom multidisziplinären Zusammenschluss von Frauen aus unterschiedlichen Wissenschaftsfeldern. Nicht zuletzt über die Erfahrung des Ausschlusses insbesondere aus den höheren Statusgruppen der Universität entwickelte sich ein inhaltliches Interesse an der damals so genannten Frauenforschung, die althergebrachte disziplinäre Grenzverläufe in Frage stellte. Dabei war die Einsicht in die Relevanz der Kategorie Geschlecht nicht zuletzt den veränderten Konkurrenzverhältnissen inner- und außerhalb des akademischen Feldes geschuldet. Sie basierte auf realen Ausschlusserfahrungen, die zum Motor feministischer Wissenschaftskritik wurden, und diente gleichzeitig als disziplinenübergreifende *Bindungs-*Kategorie zur Durchsetzung frauenspezifischer Forschungen innerhalb der Universitäten. Schließlich kam es zur Etablierung und gleichzeitigen Disziplinarisierung der nun oftmals so genannten ‚feministischen Wissenschaft‘, indem nun nicht länger direkt auf die von den

inneruniversitären Schließungsmechanismen betroffenen Frauen verwiesen, sondern eine generelle Kritik an der 'männlichen Wissenschaft' begründet wurde. Gleichzeitig nahm mit dem Auseinanderdriften der fachspezifisch weiterentwickelten Kompetenzen, Kenntnisse und Interessen und - angesichts der wachsenden Zahl an Spezialistinnen - auch der Zwang ab, sich über die Grenzen der eigenen Disziplinen hinweg zu verständigen.²

Der *gender turn* schließlich, der einherging mit der allmählichen Umbenennung der Frauen- oder Feministischen Studien in Geschlechterforschung oder *gender studies*, führte zu einer zunehmenden Verwissenschaftlichung, die die außeruniversitären Akteurinnen z.T. als Abkehr von frauenpolitischen Argumentationsfiguren deuteten. Stärker betont wurde nun die Relationalität der Geschlechterverhältnisse und Geschlechterbilder, wodurch das explizit politisch-feministische Selbstverständnis der Forschungsansätze scheinbar an Gewicht verlor.

Inzwischen finden die ersten Experimente mit disziplinenübergreifenden Studiengängen in Gender Studies wieder statt. Dabei handelt es sich bei den neuesten Institutionalisierungstrends jedoch eher um eine virtuelle Disziplinenbildung; als eigenständige Disziplin ist sie m.M.n. noch kaum zu erkennen. Zugleich findet momentan eine fächerübergreifend organisierte disziplinäre Expansion im Sinne von Inklusion der Geschlechterforschung statt. Diese Form der Etablierung schlägt sich auch in den inzwischen hochprofessionalisierten Forschungen innerhalb der einzelnen Disziplinen nieder. An die Stelle der anfänglichen Ausgrenzung und Isolierung ist die ansatzweise Eingemeindung in den Wissenschaftsbetrieb getreten, wobei damit noch keineswegs ausgemacht ist, inwiefern diese Eingemeindung ein Ernstnehmen der Forschungen und Forschenden darstellt.

Allerdings liegt die inter- oder transdisziplinäre Ausrichtung der neuen Studiengänge zur Geschlechterforschung gegenläufig zu den Entwicklungstendenzen im akademischen Feld – schließlich reagieren die Universitäten momentan weitgehend mit Re-Disziplinierung auf den staatlichen Rückzug aus der Finanzierung von Forschung und Lehre, sieht man einmal von den wenigen und auf die neuerdings in Elite-Universitätsauszeichnungen oder Exzellenz-Clustern konzentrierten Maßnahmen ab, die paradoxerweise Geschlechterforschung inzwischen als relevant für die Konkurrenzfähigkeit der Universitäten feiern. Hier dient sie nicht zuletzt als willkommene Form, die Frauenförderquoten zumindest im Ansatz zu erfüllen oder um bei Evaluierungen mit einem entsprechenden – international längst anerkannten – Pfund wuchern zu können.

Interessant sind nun an dieser Entwicklung m.M.n. die Verhandlungen darüber, was

² Karin Hausen, Karin, Geschlechterforschung und Interdisziplinarität - Perspektiven in Umbruchzeiten, in: *Werkstatt Geschichte* 19 (1998), S. 59-68, S. 64.

dieses hochgradig ausdifferenzierte Wissenschaftsfeld zusammenhält. Ganz allgemein gesprochen scheint hier weiterhin als Argument für eine inter- oder transdisziplinäre organisatorische Verankerung der Geschlechterforschung der Verweis auf die gesellschaftliche Relevanz der Kategorie ‚Geschlecht‘ zu sein. Vielleicht erklärt sich möglicherweise daraus die – nun auch über die universitären Grenzen hinausgehende – viel beachtete und bis heute aufgeregt geführte Gender-Debatte. Ich erinnere in diesem Zusammenhang nur an die ihnen vermutlich bekannten Einwürfe eines Volker Zastrows³ oder Ferdinand Knauss⁴, die in der F.A.Z. bzw. der dortigen Sonntagszeitung mit Artikeln zur „Politische[n] Geschlechtsumwandlung“ oder (Zitat) „Politische Wissenschaft Gender Studies - der natürliche Unterschied ist ihnen ein Greuel“ noch vor knapp zwei Wochen auf ein Schreckensszenario aufmerksam machten. Nicht nur, dass „Gender-Forscherinnen in die Lehrpläne fast aller Studiengänge“ eindringen und, so die Befürchtung, „gleichsam die anderen Fächer“ ersetzen. Viel schlimmer sei, dass „wer glaubt, als Mann oder Frau geboren zu sein, ... in manchen universitären Kreisen als unterbelichtet“ gilt.

Gender, wie Sie merken, ist also in aller Munde oder besser gesagt: fließt aus jeder Feder, ohne dass allerdings diese Autoren sich wirklich Gedanken darüber machen, was am Geschlecht eigentlich natürlich ist, geschweige denn, dass man(n) sich die Mühe macht, die metatheoretischen und transdisziplinären Debatten um die Kategorien Geschlecht und Identität auch nur ansatzweise zu rezipieren.

Um Ihnen nun den Kontext des Anerkennungs- und Bedeutungszuwachses der Kategorie Gender in der Historischen Geschlechterforschung darstellen zu können, möchte ich Ihnen nun einen Einblick in die aktuell geführte Debatte um den Begriff der „Kultur“ vorzustellen.

Damit komme ich zu meinem zweiten Punkt:

Zur Bedeutung der kulturalistischen Wende in der Geschichtswissenschaft

Verfolgt man die - in der Geschichtswissenschaft selten „emphatisch“ geführten - Debatten um Theorien, so kann man den Eindruck haben, dass sich seit einigen Jahren unter der programmatischen Verwendung eines *Neuen* Kulturbegriffs so ungefähr alle versammeln, die den Anspruch haben, methodisch-theoretisch auf dem neuesten Stand zu sein. Dabei dient „Kultur“ häufig vor allem als regulative Idee (i.S. einer Wahrnehmungs-, Symbol- oder Text-

³ Volker Zastrow, Politische Geschlechtsumwandlung, in: F.A.Z. vom 19.06.2006, Nr. 139, S. 8.

⁴ Ferdinand Knauss, Politische Wissenschaft, in: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung vom 11.11.2007, Nr. 45, S. 6.

Orientierung). Zudem scheint da, wo alles Kultur meint, die appellative Verwendung von Kultur wie ein schwarzes Loch zu wirken, das alles aufsaugt. Von der Esskultur reichen die Forschungsthemen bis zur Unternehmens- und Streitkultur. In Analysen zu historischen Problemen geht es um kulturelles Kapital, aber auch um die Vielfalt oder Grenzen des Multi-Kulturellen. Bei allen Unterschieden lassen sich all diese Ansätze jedoch darauf zurückführen, dass „Kultur“ jene Praxis meint, die Aneignung von Wirklichkeit mit Selbst- und Fremd-Deutungen verknüpft. Zugleich verweist Kultur auf produktive Prozesse, die Lebensweisen und Lebensstile prägen. Darüber hinaus sind in wissenschaftlichen Debatten die Kulturwissenschaften ein neuer Fluchtpunkt geworden, jenseits der älteren Unterscheidung von Geistes- und Naturwissenschaften. Die historische Relativität der Perspektiven, mit denen Forscherinnen und Forscher hierbei operieren, markiert den gemeinsamen Ausgangspunkt. Gleichwohl sind die Debatten heftig - zumal innerhalb der Kulturwissenschaften selbst.⁵

Selbstverständlich ist es schwer zu beweisen, dass die Neue Kulturgeschichte eine Innovation darstellt. Vieles ist tatsächlich nicht neu, kommt nur anders als früher ins Spiel, wird mit anderen Begriffen ausgedrückt. Doch bekanntlich gibt es ja nichts absolut Neues in der Wissenschaft. Allerdings - und das wird als das eigentliche Neue immer wieder herausgestellt - legt die Neue Kulturgeschichte das Gewicht auf die Deutungszusammenhänge und Sinnzuweisungen, ein Erkenntnisinteresse, das bisher am weitesten in der Alltags- und in der Geschlechtergeschichte zutage trat. Mit dieser Position wendet man sich in der Geschichtswissenschaft neuerdings der Art und Weise zu, *wie* Menschen ihrer Welt Sinn verleihen. Zum anderen zielt dieser Kulturbegriff auf die Konstituierung von Identitäten. Er lenkt die Aufmerksamkeit auf die *diskursive Konstruktion* der Kategorien selbst, die die Subjektivierung der Individuen steuern.

Den Auslöser und das wiederkehrende Thema der kulturalistischen Debatten in der Geschichtswissenschaft jedoch bildet das Verständnis bzw. die Interpretation der Probleme der Moderne bzw. der Modernisierung. Kennzeichnend für diese Debatten ist oft ein gewisses Unbehagen über die bisherigen Erklärungsdefizite der Sozialgeschichte. So konstatierte ihr Nestor, Hans-Ulrich Wehler, eine dreifache Enttäuschung, die zu der neuen Debatte über eine Historische Kulturwissenschaft geführt habe: Erstens, eine Enttäuschung über die Grenzen der Großtheorien à la Marx und Weber; zweitens eine Enttäuschung über die Abstraktheit und Kühle der Struktur- und Prozessanalyse und drittens eine Enttäuschung über die Vernachlässigung des individuellen Lebensschicksals, der individuellen Erfahrung, der individuellen Lebenswelt, ihrer Perzeption und Verarbeitung. Den zentralen Ausgangspunkt

⁵ Vgl. hierzu: Ute Daniel, *Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter*, Frankfurt 2001.

der kulturalistischen Wende in der Geschichtswissenschaft bilde aber die These von der kulturellen Krise, die im Zusammenhang mit den strukturellen Veränderungen der Gesellschaft im Zuge der Industrialisierungs- und Urbanisierungsprozesse stehe. Damit rückte die ‚Krise‘ der Kultur selbst in den Mittelpunkt einer Sozialgeschichte der Moderne.⁶

Doch auf diesem Wege kommt man bei der Analyse von Sinndeutungen und Symbolwirkungen in Konflikt mit waschechten Sozialhistorikern und -historikerinnen, die Strukturen und Handlungen hauptsächlich an Hand von manifesten Quellenüberlieferungen rekonstruieren. Der Quellenfetischismus des 19. Jahrhunderts ist zwar längst überwunden und an seine Stelle sind qualitativ hochwertige Gesellschaftsanalysen getreten, aber gleichwohl ist die archivalische, solide Basis einer Arbeit weiterhin ein entscheidendes Bewertungskriterium. Das ist ein großer Platzierungsvorteil gegenüber all denjenigen, die sich auf das Minenfeld der Neuen Kulturgeschichte begeben. Welche Aussagen können letztere belegen oder gar beweisen?

In der Regel handelt es sich um Deduktionen, um Ableitungen, die plausibel erscheinen. Zwar gibt es auch in sozialgeschichtlichen Untersuchungen Deduktionen, aber bei der Neuen Kulturgeschichte sind sie nachgerade der Regelfall. Um der auf Deduktion beruhenden Plausibilität genügend Anerkennung zu verschaffen, bedarf es bei wissenschaftlichen Bewertungsverfahren: Erstens einer kritischen Reflexion über die bestehenden Hierarchien von Aussagequalitäten; zweitens einer Enthierarchisierung derselben und drittens auch eines fachspezifischen Diskurses darüber, inwieweit Plausibilitätsaussagen getragen oder toleriert und wo ggf. neue Grenzlinien sinnvoll gezogen werden sollten. Doch dabei kommt ein anderes Problem zum Tragen: Plausibilität hängt nicht zuletzt vom Vorwissen und Vorverständnis der Leserin / des Lesers ab. Vorwissen und Vorverständnis fallen jedoch auch Wissenschaftlern häufig auseinander. Ein gutes Beispiel dafür war und ist die Geschlechtergeschichte. Diese leidet noch heute darunter, dass ihre z.T. hervorragenden Analyseleistungen nicht in den Kanon des Vorwissens und Vorverständnisses unserer Fachvertreter vorgedrungen sind und noch immer als ein Spezialgebiet angesehen werden, das vorgeblich nur Spezialistinnen zur Kenntnis nehmen müssten.

Damit komme ich drittens:

Zur Frage nach den Verbindungslinien von Kulturwissenschaften und Geschlechterforschung:

Zu Recht wird vermerkt, dass Geschlechtergeschichte, Gender studies generell, und

⁶ Hans Ulrich Wehler, Einleitung, in: Ders./Wolfgang Hardtwig, Kulturgeschichte heute, Göttingen 1996. S. 7-13.

Kulturwissenschaften eng zusammen gehören. So sind grundlegende Paradigmen der derzeit favorisierten Disziplin Kulturwissenschaften seit über zwanzig Jahren Bestandteil feministischer Forschung. Dazu gehören u.a. das Plädoyer für interdisziplinär ausgerichtete Forschungen, die Sprengung des traditionellen Kanons der Fächer sowie die Verabschiedung des klassischen Kulturbegriffs. Die Moderne als Denk- und Wissenschaftskultur mit einem Fortschrittskonzept, das einen Hang zu großen, geschlossenen Erzählungen besitzt, hat das Geschlechterverhältnis als gesellschaftliches Machtverhältnis immer wieder zum Verschwinden gebracht. Kulturgeschichtliche Methoden lassen hier die Brüche, Diskontinuitäten, Verwerfungen sichtbar werden. Sie machen das „Wie“ diskursiver wie materieller Funktionsweisen des Geschlechterverhältnisses beschreibbar.

Auf diesen Wegen scheint seit einigen Jahren die Kategorie Geschlecht zum Werkzeug der jüngeren Generation sozial- und kulturhistorisch arbeitender Historikerinnen und – wenn auch nur weniger – Historiker zu gehören. Wesentlich in diesem Kontext ist die seit Anfang der 1980er Jahre von US-amerikanischen Theoretikerinnen vorgeschlagene Unterscheidung von Sex und Gender, die in der historischen Geschlechterforschung auch heute noch das weitestgehend akzeptierte Analysemodell zu sein scheint. Die Vorteile dieser theoretischen Konzeption liegen für HistorikerInnen klar auf der Hand: Die analytische Trennung von Sex und Gender ermöglicht es, die in der Vergangenheit vorgefundenen unterschiedlichen Positionen von Frauen und Männern zu historisieren.⁷ Obgleich nun im Anschluss an diese Entwürfe eine stattliche Anzahl entsprechender Untersuchungen zu historischen Themen entstanden, die mit dem Anspruch verfasst wurden, ‚Geschlecht‘ in diesem Sinne als historische Kategorie anzuwenden, ging die Mehrzahl dieser Arbeiten davon aus, genau zu wissen, was und wer Frauen waren bzw. sind und setzten Frauen dabei weiterhin mit Geschlecht, i.S.v. Sexus = Natur gleich, ohne dies jedoch näher zu begründen.

Gegen dieses Dilemma, oder besser gesagt, gegen diese drohende Reifizierung innerhalb der historischen Geschlechterforschung setzte Joan W. Scott mit ihrem 1986 erschienenen Aufsatz „Gender. A Useful Category of historical analyses“ eine Umdefinition von einer natürlich bestimmten zu einer kulturell kreierten Klassifikation ein, die die Geschlechtszugehörigkeit von ihrem biologischen Determinismus löste und sie einreichte in den Kanon anderer gesellschaftlicher Klassifikationsmerkmale, wie race und class.⁸

⁷ Vgl. hierzu: Gerda Lerner: Frauen finden ihre Vergangenheit. Grundlagen der Frauengeschichte, Frankfurt/Main 1995, S. 199.

⁸ Joan W. Scott, Gender: A Useful Category of Historical Analysis, in: Gender and the Politics of History. Columbia, New York 1988, S. 28-50 (reprint von: American Historical Review, 5 (1986), S. 1053-1075). Deutsche Übersetzung: Gender: Eine nützliche Kategorie der historischen Analyse, in: Nancy Kaiser (Hg.),

Obgleich Scott in dem genannten Aufsatz weiterhin scharf zwischen sex und gender differenzierte, wobei sie ‚gender‘ einfuhrte als einen Begriff zur Beschreibung der sozialen Organisation der Beziehungen zwischen den Geschlechtern bei gleichzeitiger Ablehnung jedes biologischen Determinismus, war ‚Geschlecht‘ war nun nicht mehr gleichzusetzen mit konkreten Frauen oder Männen, sondern wurde als grundlegendes Beziehungsmerkmal definiert. Unterschiede der Geschlechter, so Scott, seien nicht natürlich, sie werden vielmehr wahrgenommen, entstehen in Interaktion.

In zwei Prämissen schrieb sie Definitionskomponenten für gender fest: Erstens sei Geschlecht ein konstitutives Element sozialer Beziehungen, die auf der Annahme einer Geschlechterdifferenz fußen, sowie zweitens ein zentrales Medium, um Machtbeziehungen zu kennzeichnen und zu legitimieren. Normiert und tradiert wird diese Bedeutung durch kulturelle Symbole und normative Konzepte, konstruiert und internalisiert in allen gesellschaftlichen – auch vermeintlich – geschlechtsneutralen Bereichen.⁹ Scott nahm hier bereits poststrukturalistische Ansätze auf, indem sie die Machtbeziehungen zwischen den Geschlechtern als ein diskursives Produkt beschrieb.

Wurde durch diese theoretische Konzeptionierung der historischen Geschlechterforschung ein Instrumentarium angeboten, das den Wechsel von der Frauen- zur Geschlechtergeschichte einläutete, lief andererseits Scotts Ansatz einer feministischen Praxis entgegen, die konkrete Frauen als handelnde Subjekte in der Vergangenheit öffentlich machen wollte.

Damit komme ich zu meinem vierten Punkt:

Zu den Debatten um poststrukturalistische Methoden und Theoreme der gender studies

Im Anschluss an die Veröffentlichung ihrer Gender-Definition wurde Scott vorgeworfen, durch ihre Dekonstruktion geschlechtsspezifischer Welten löse sie konkrete Wirklichkeiten auf. Hanna Schissler, eine ebenfalls in den USA lehrende Historikerin, sah gar die drängende Geschlechter-Problematik in fiktive Gedankenwelten aufgelöst, was schließlich – so ihre Kritik – nur einen konservativen Trend fortsetze.¹⁰

Die Kritik, die diese Neukonzeptualisierung entfachte, ist nun paradigmatisch für den Umgang der stark sozialhistorisch ausgerichteten Geschichtswissenschaft insgesamt mit

SelbstBewußt. Frauen in den USA, Leipzig 1994, S. 27-75.

⁹ Ebd., S. 52-58.

¹⁰ Vgl. auch im Folgenden: Hanna Schissler, Einleitung: Soziale Ungleichheit und historisches Wissen. Der Beitrag der Geschlechtergeschichte, in: Dies. (Hg.), Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel, Frankfurt 1993, S. 9-36.

kulturwissenschaftlichen, poststrukturalistisch inspirierten Analyseverfahren: So wies Hanna Schissler in ihrer Kritik an Scott darauf hin, dass die Schwächen der Methode in der unzureichenden Beschreibung von konkreten, empirisch nachweisbaren sozialen, politischen und ökonomischen Benachteiligungen lägen. Insbesondere warf sie der dekonstruktivistischen Methode vor, keine Erklärung für die Beteiligung der Menschen am Geschehen geben zu können. Mit ihrer Kritik und der daraus abgeleiteten Definition repräsentierte Schissler all jene HistorikerInnen, die die totale Auflösung einer historischen Realität in einen historischen Diskurs bestreiten und weiterhin die Wirksamkeit menschlichen Handelns (human agency) in der Geschichte betonen. Hierzulande wird diese Wende von der Frauen- zur Geschlechtergeschichte von einigen noch heute als Gefahr der Selbstauflösung der Frauengeschichte diskutiert. Die Geister spalten sich außerdem daran, ob neue, an den Ergebnissen der Frauen- und Geschlechtergeschichte orientierte große Erzählungen diese Forschung stärker in den allgemeinen Diskussionskanon hineintragen würden oder ob sich die Geschichtswissenschaft nicht insgesamt und damit auch die Geschlechtergeschichte von Meistererzählungen verabschieden sollte.¹¹

Zusätzliche Nahrung erhielt die Debatte um die soziale wie kulturelle Konstruktion von Geschlecht als unter dem Begriff Gender nicht nur das sozial und kulturell konstruierte Geschlecht, sondern auch ‚sex‘ – im Sinne von Körperlichkeit – verstanden werden sollte. Fand die bisherige Differenzierung zwischen sex und gender mittlerweile breite Anerkennung vermutlich auch deshalb, weil sie die Vorstellung einer Zeit und Raum transzendierenden Dualität der Geschlechter unangetastet ließ und das anatomische Geschlecht damit weiterhin einer Historisierung entzogen blieb, verwiesen vor allem HistorikerInnen, die Körperkonstruktionen und Körperwahrnehmungen zum Gegenstand ihrer Forschungen gemacht hatten, darauf, wie verschieden die körperlichen Differenzen zwischen Männern und Frauen an unterschiedlichen Orten und zu unterschiedlichen Zeiten wahrgenommen, gedeutet und gelebt wurden.¹²

Zur besonderen Herausforderung sollte in diesem Zusammenhang die These von der sozialen Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit werden. Angeregt u.a. durch Judith Butler, die die bislang übliche analytische und politische Brauchbarkeit der Unterscheidung von sex und gender anzweifelte, begann eine intensive Diskussion darüber, ob die analytische

¹¹ Vgl. Karin Hausen, Die Nicht-Einheit der Geschichte als historiographische Herausforderung. Zur historischen Relevanz und Anstößigkeit der Geschlechtergeschichte, in: Geschlechtergeschichte und Allgemeine Geschichte. Herausforderungen und Perspektiven. Mit Beiträgen von Karin Hausen, Lynn Hunt, Thomas Kühne, Gianna Pomata und Helmut Puff, Göttingen 1998, S. 15-55.

¹² Vgl. u.a.: Thomas Laqueur, Auf den Leib geschrieben: Die Inszenierung der Geschlechter von der

Kategorie Geschlecht im Sinne eines sozialen Geschlechts in Abgrenzung zu einem biologischen Geschlecht aufrechterhalten werden konnte.

Welche Implikationen, so meine Anfrage nun, ergeben sich aus dieser Debatte für die historische Frauen- und Geschlechterforschung? Ergibt sich aus dieser Diskussion die Notwendigkeit, die historische Kategorie Geschlecht neu zu bestimmen, zu erweitern, oder gar aufzugeben?

Nach Jahren der vornehmlich sozialwissenschaftlichen Debatten um Judith Butlers These, den Dualismus von sex/gender in gender aufzulösen und den Körper selbst als Text, als Konstruktion und Bedeutung zu betrachten, hat nun diese Debatte auch die Geschlechtergeschichte erreicht. Der starke Akzent der schon bei Scott auf dem Prozess der Konstruktion lag wurde nun von Judith Butler insoweit pointiert, als sie die zuvor eingeführte Trennung von biologischem Geschlecht (sex) und kulturell konstruiertem Geschlecht (gender) aufgab, da nach Butler selbst die angeblich natürlichen Sachverhalte des Geschlechts, die durch den Körper vorgegeben scheinen, diskursiv produziert sind. Demzufolge erscheint Körper als ein unbestimmter Artefakt, als leere Oberfläche, dem erst durch ideologisch und diskursiv erzeugte Zeichen kulturelle Bedeutung eingeschrieben wird. Die biologische Zweigeschlechtlichkeit wird somit zur Illusion.¹³

Die Bedeutung die mit dem Butlerschen Ansatz historischen Diskursen im Konstruktionsprozess der Geschlechtsidentität eingeräumt wird,¹⁴ unterstreicht die Nähe zu dem ebenfalls noch recht neuen Ansatz des linguistic turn, der innerhalb der Geschichtswissenschaft mittlerweile breit rezipiert wird. Allerdings zeigt sich hier wiederum der relativ schwache Stand der Geschlechtergeschichte in der allgemeinen Historiographie, da in diesem Zusammenhang in der Regel vom Einfluss der sprachlichen oder kulturalistischen Wende *auf* die Geschlechtergeschichte die Rede ist. Tatsächlich jedoch verwiesen Verfechterinnen der gender history bereits auf die Bedeutung von Sprache und Diskursen als Systeme sozialer Zeichen und Bedeutungen sowie auf deren Macht, in sozialen Praktiken und Institutionen ein System sozialer, symbolischer und psychischer Relation zu etablieren, *lange* bevor die französischen Philosophen Michel Foucault und Jacques Derrida in der Sozialgeschichte ein interessiertes Echo fanden. Ungeachtet dessen besteht zwischen beiden eine Wahlverwandtschaft, die auf eine Reihe von Gemeinsamkeiten gründet. Zum

Antike bis Freud. Frankfurt a.M. 1992.

¹³ Vgl. zur Diskussion um Butlers Thesen innerhalb der Geschlechtergeschichte u.a.: Sieglinde Klettenhammer/Elfriede Pöder (Hg.), Das Geschlecht, das sich (un)eins ist? Frauenforschung und Geschlechtergeschichte in den Kulturwissenschaften, Innsbruck/Wien/München 2001.

¹⁴ Vgl. Andrea Griesebner, Feministische Geschichtswissenschaft. Eine Einführung. Wien: Löcker 2005.

einen ähneln sich beide Ansätze in ihrer Wirkungs- und Vorgehensweise: Beiden geht es darum, dominierende Schwerpunkte der wissenschaftlichen Betrachtung zu verschieben und eingefahrene Vorstellungen von Grund auf zu hinterfragen. Beide fordern zudem eine Erweiterung der Methoden, eine Revision der Leitkonzepte. Und beide richten sich implizit, in letzter Zeit auch explizit, gegen die Vormachtstellung einer Sozialgeschichte als Gesellschaftsgeschichte, die Fragen der Lebensführung und der Kultur ausdrücklich nicht als konstitutive Bestandteile, sondern lediglich als sich einstellende Folgen sozioökonomisch begründeter Klassenlagen begriffen. Der Geschlechtergeschichte wie dem linguistic turn geht es hingegen darum, den Bereich menschlicher Lebens-, Handlungs- und Deutungszusammenhänge aus dem angeblich allein wirkungsmächtigen gesellschaftlichen Dominanzverhältnis herauszulösen und nach eigenen Fragestellungen untersuchbar zu machen.¹⁵

Unterschiede zwischen den beiden Konzepten existieren jedoch dort, wo das implizite Motto des linguistic turns, "Alle Macht der Sprache", eine Restriktion enthält, die vielen Vertreterinnen der Geschlechtergeschichte nicht haltbar scheint. So werden historische Schlüsselkonzepte wie Diskurs, Identität und Praxis in eine hierarchische Pyramide absoluter Herrschaft eingefügt, bei der der Diskurs die uneingeschränkte Hegemonie übernimmt. Damit aber geraten die anderen historischen Dimensionen in ein bloßes Abhängigkeitsverhältnis, und es wird der Verdacht genährt, die historischen Akteure zu Marionetten zu degradieren, die Täter ihrer Verantwortung zu entheben, die Opfer zum Schweigen zu verurteilen. Dies berge nicht nur die Gefahr der Relativierung in sich, sondern widerspreche auch der Annahme der Geschlechtergeschichte, dass Geschichte nicht zuletzt auch von gendered subjects gemacht wird, deren Geschlechtsidentität in einem immer wiederkehrenden Aushandeln und Inszenieren im alltäglichen Umgang ständig neu belebt und dabei geschlechtsgeprägtes Erfahrungswissen gleichzeitig genutzt und vermehrt wird, wodurch sich das Reden über das Geschlecht in eben dieses *doing gender* verwandelt.¹⁶

Damit zeigt sich, dass zwar das poststrukturalistische Wissen um den instabilen Charakter von Bedeutung einerseits so nützlich für geschlechtergeschichtliche Analysen ist, andererseits aber die Pluralisierung und Dezentrierung den gemeinsamen Ansatzpunkt sowohl einer feministischen Politik wie auch einer Geschlechterforschung, die die Ursachen der

¹⁵ Vgl. Opitz, Claudia: Umordnungen der Geschlechter. Einführung in die Geschlechtergeschichte (= Historische Einführungen 10), Tübingen 2005, 89-122.

¹⁶ Vgl. hierzu: Margu rite Bos u.a. (Hg.), Erfahrung: Alles nur Diskurs? Zur Verwendung des Erfahrungsbegriffs in der Geschlechtergeschichte, Zürich: 2004

spezifischen Positionierung von Frauen als Frauen in Geschlechterhierarchien untersuchen will, gefährdet. Als Ausweg aus diesem Dilemma zeichnet sich dementsprechend mittlerweile innerhalb der Geschlechtergeschichte der Gang eines ‚Dazwischen‘ ab: Zum einen, jenseits universalisierender Begriffe, die Betonung der Pluralität weiblicher und männlicher Erfahrungen, zum anderen die Einsicht in die Problematik, dass Frauen wie Männer in konkreten Machtbeziehungen durch die universalistischen Kategorien Frau/Mann einen Platz zugewiesen bekommen.

Trotz aller Einschränkungen, mit der die sprachliche Wende für die Geschlechtergeschichte gesehen wird, darf jedoch keineswegs das nicht zu unterschätzende Verdienst besonders für die deutsche Historiographie außer acht gelassen werden, nämlich die ausschließlich soziale und ökonomische Determination durch andere historische Ausdrucksformen wie Rituale, Symbole und nicht zuletzt Sprache bereichert zu haben. Dazu gehört auch eine neue Sensibilität bei der Auswahl und Analyse der Quellen, die es erlauben, vorherige und voreilige Einseitigkeiten und Blindstellen historischer Erkenntnisse zu differenzieren. Zudem hat das Wissen um die diskursive Konstruiertheit sämtlicher historischer Quellen auch die Aufmerksamkeit für geschlechtsspezifische Einfärbungen und Ausprägungen von Sprache vertieft, wobei weniger eine sprachliche Wende als eine so verstandene Hinwendung zur Sprache der Ansatz sein dürfte, von dem aus die Geschlechtergeschichte bereits profitiert hat und weiterhin profitieren wird. Eine Bereicherung für die Geschlechtergeschichte brachte ebenfalls das Misstrauen gegenüber den großen Erzählungen, den grundlegenden Erklärungsmodellen und den umfassenden Kategorien, wie schließlich auch die Feststellung, dass Weiblichkeit und Männlichkeit jeweils nicht durch eine einheitliche gemeinsame Realität gekennzeichnet sind und daher – wenn überhaupt – nur im Plural, als Weiblichkeiten und Männlichkeiten, gedacht werden können.

Die Zweipoligkeit des geschlechterhistorischen Ansatzes war zunächst eine Erweiterung der anfänglich zentralen Perspektive auf die Frau gewesen. Allerdings stellte sich diese Vorstellung von einer sich ausschließenden Zweigeschlechtlichkeit als Relikt eines Denkens in polaren Gegensätzen heraus, als ein Produkt der traditionellen Aufteilung in Männer- und Frauenwelten, das gerade in Frage gestellt werden sollte. Im Laufe der Forschungen erwies sich das Gegensatzpaar Frau/Mann als zu eng, um der Vielfalt der zutage geförderten geschlechtsspezifischen Existenzweisen noch gerecht zu werden. Die Konstituierung der Genderforschung trug also ihre Selbstkritik bereits in sich. Der Trend vertraute Kategorien aufzulösen, hat sich seitdem fortgesetzt und bezog sich nun also auch auf den Begriff Geschlecht selbst. Die Frage „Was sind Frauen? Was sind Männer?“

avancierte schließlich zum Diskussionsthema Nr. 1.¹⁷ An die Stelle des gesicherten gesellschaftlichen Wissens von der biologischen Eindeutigkeit und Unveränderlichkeit des menschlichen Geschlechts und seiner sozialen Entsprechung trat die Überzeugung, dass der genus - Aspekt menschlichen Daseins selbst eine Konstruktion ist, die einer Konvention folgt und historischem Wandel unterliegt. Geschlecht ist somit keine statische Kategorie, die Menschen in zwei Teile aufteilt, sondern eine Variable, die zwischen gesellschaftlichen Zuweisungen und subjektiven Aneignungen Gestalt annimmt. Somit weist eine Argumentation wie die von Butler, die von der kulturellen Bedingtheit menschlicher Wahrnehmung ausgeht, gleichwohl auf eine historische Betrachtungsweise. Entnaturalisierung, etwa des Geschlechtscharakters, aber auch der Geschlechtsidentität, führt logischerweise zu dessen Historisierung. Allerdings, und hier besteht der Einwand von Historikerinnen, wird dies nicht primär in programmatischen Texten und Diskursen, sondern vor allem im Handeln konkret, im Tun, im *doing gender*. Und dieses Tun, das Machen und Werden von Geschlecht, ist es schließlich, was der historischen Entschlüsselung in seinem Wandel und in seiner Vielfältigkeit bedarf.

Dennoch bleibt m.M.n. ein Manko, das – wie ich meine – der Gender-Forschung noch insgesamt, insbesondere aber einer so verstandenen Geschlechter-Geschichte innewohnt: Kaum Bedeutung hat die Geschlechtergeschichte bislang den Verweisen bzw. der Kritik an dem System des Heterosexualismus beigemessen, obgleich doch, so bereits Adrienne Rich, die – mittlerweile allseits anerkannte – Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit letztlich nur eine *Funktion* der verbindlichen Heterosexualität darstellt.¹⁸

Deshalb vielleicht entzündet sich die Gender-Debatte im deutschsprachigen Kontext vor allem an Fragen nach der körperlichen Materialität. So arbeiten sich Kritikerinnen von Butler hauptsächlich an deren tatsächlich z.T. missverständlichen Formulierungen ab, der Körper sei als Fiktion bzw. Geschlechteridentitäten seien als Wahrheitseffekte eines Diskurses zu verstehen. Rückblickend scheinen an diesen Auseinandersetzungen um Butler eher die Auslassungen als die zum Teil berechtigten inhaltlichen Kritikpunkte interessant zu sein. Vermutlich besteht die Grundlage dafür, dass Butler im deutschsprachigen Kontext überhaupt in einem solchen Maße debattiert wurde, darin, dass „*Das Unbehagen der Geschlechter*“¹⁹ als fundamentaltheoretische Reformulierung und dekonstruktive Neubestimmung der Kategorie

¹⁷ Vgl. Was sind Frauen, was sind Männer? Geschlechterkonstruktionen im historischen Wandel, hg. u. eingeleitet von Christiane Eifert und Angelika Eppele u.a., Frankfurt/Main 1996.

¹⁸ Adrienne Rich, Zwangsheterosexualität und lesbische Existenz, in: D. Schultz (Hg.), Macht und Sinnlichkeit. Ausgewählte Texte von Audre Lorde und Adrienne Rich, Berlin, 2.Auflage 1986, S.138-168.

¹⁹ Judith Butler, *Das Unbehagen der Geschlechter*. Aus dem Amerikanischen von Kathrina Menke,

Geschlecht auftrat, um die heterosexuelle Matrix als Grundvoraussetzung von Zweigeschlechtlichkeit bzw. von deren Naturalisierung darzustellen. In dem Moment, in dem auf metatheoretischer Ebene die ideologische Rahmung eines ganzen Wissenschaftsfeldes verhandelt wurde, musste Butlers Einsatz als grundlegende Provokation begriffen werden. Ihre Ableitung der Naturalisierung von Zweigeschlechtlichkeit aus dem Homosexualitätstabu der herrschenden Geschlechterordnung widersprach oder besser: widerspricht dem *mainstream* der Geschlechterforschung in der Bundesrepublik – und damit m.M.n. in besonderer Weise der Geschlechtergeschichte –, die primär die hierarchische Differenzierung von – aufeinander verwiesenen – Frauen und Männern problematisierte. Damit aber wurde in der Kritik an Butler weiterhin an einer dichotomischen Konzeption der Geschlechterdifferenz festgehalten, an einer Re-Definition dessen, was als relevanter Forschungsgegenstand betrachtet wird. Über die Gender-Debatte wurde auf dem beengten Terrain der deutschsprachigen Geschlechterforschung, wie neuerdings auch darüber hinaus, also noch etwas anderes ausgefochten als die Frage nach der Materialität der Körper und ihrer geschlechtlichen Differenzierung. Indizien dafür sind zum einen die erstaunliche Schärfe der Kritik und zum anderen die Nicht-zur-Kennntnisnahme wesentlicher Inhalte des spezifischen Einsatzes von Butler, indem entweder auf die queer-theorie verwiesen wird oder mit Diffamierungen gearbeitet wird (wie die einleitend stellvertretend genannten F.A.Z.-Artikel), in der Vertreterinnen der Gender-Forschung, bis hin zu den politischen Praktikerinnen des Gender-Mainstreaming, mit Verweis auf eine tatsächliche oder angebliche homosexuelle Lebensführung unter Verdacht gestellt werden.

Damit komme ich Schluss, indem ich nochmals an meinen Anfang anschließe: Zur selben Zeit, als Scott das Geschlecht in den Mittelpunkt historischer Analyse rückte, das den Wechsel von der Frauen- zur Geschlechtergeschichte einläutete, wurden an diesen Wechsel die Hoffnung geknüpft, die Geschichtswissenschaft „von den Rändern zur Mitte hin“²⁰ revolutionieren zu können. Diese Hoffnung, die Geschichtsschreibung grundlegend zu verändern, hat sich allerdings bis heute nicht erfüllt. Statt einer binnen-disziplinären Anerkennung der Geschlechtergeschichte leiteten die großen theoretischen Umbrüche fächerübergreifende Methoden und Zugangsweisen ein, die sich unter Sammelbegriffen wie *culture studies*, *linguistic turn* oder *new historicism* vereinen. Während in den USA die Gender

Frankfurt/Main 1991,

²⁰ Vgl. Uta C. Schmidt, *Vom Rand zur Mitte. Aspekte einer feministischen Perspektive in der Geschichtswissenschaft*, Berlin 1994.

History einer der Bereiche ist, in denen die methodologischen Grundfragen des Faches diskutiert werden, bleibt in Deutschland dagegen die Geschlechtergeschichte weiterhin stärker unter sich. Meiner Meinung nach hängt dies damit zusammen, dass nach wie vor die Geschlechtergeschichte allein die Relevanz der Kategorie Geschlecht gegenüber den anderen Kategorien (Klasse/Schicht und Ethnie) beweisen soll. D.h. die mangelhafte Rezeption geschlechtergeschichtlicher Fragestellungen wird nach wie vor als Problem der Geschlechtergeschichte formuliert, nicht als Defizit der Argumentationsmuster in der Geschichtswissenschaft insgesamt. Vermutlich lässt sich das von mir vorgestellte Beispiel ‚Geschlechtergeschichte‘ auch auf alle anderen Disziplinen übertragen, so zumindest mein Eindruck in Gesprächen mit Kolleginnen aus anderen Fachwissenschaften.

Die Debatte über Grenzen und Reichweite der historischen und sozialen Kategorie ‚Geschlecht/Gender‘ als Mittel zur Beschreibung von gesellschaftlichen Beziehungen steht weiterhin erst noch am Anfang, von einer Auflösung ihres analytischen Gehalts – zumindest in der Geschichtswissenschaft – kann (noch) keine Rede sein. Dagegen ist die Gewissheit zu wissen, was Männer und was Frauen sind, zunehmend in Auflösung begriffen. Wenn davon auszugehen ist, dass die Unterscheidung nach Geschlechtern eine Basis-Klassifikation in jeder Interaktion ist, muss dies - meiner Meinung nach - auch weitreichende Konsequenzen für die Forschung allgemein haben. Denn aus dieser Perspektive ist jede Interaktion auch durch Geschlecht geprägt. Jedes historische wie gesellschaftspolitische Ereignis hätte dann auch einen Bezug zum jeweiligen System der Geschlechter - und damit auch generell zur Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit. Ob dies bereits auch ein alter Hut in der Geschlechterforschung und hier insbesondere in der Geschlechtergeschichte ist, steht allerdings – so mein Eindruck – auch weiterhin noch zur Diskussion.